

Es war alles gut, so wie es war
Ein Leben in Armut, Krieg und Wiederaufbau

Antonia Barth

© 2022 Antonia Barth

Lektorat / Korrektorat: Christiane Bodesinsky

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschniede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN: 978-3-99139-384-9 (Hardcover)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Vorwort

Eigentlich müsste ich mich, während ich diese Zeilen schreibe, über den beginnenden Frühling freuen, über die strahlende Sonne, die zwitschernden Vögel und die Frühlingsblumen. Vieles aber bereitet mir Sorgen und es erschreckt mich, wie es auf der Welt zugeht, obwohl ich in meinem Alter schon so manches erlebt habe. Lange schon beherrscht uns die Corona-Pandemie und der Krieg in der Ukraine weckt Erinnerungen. Werte, die mir nach dem Zweiten Weltkrieg selbstverständlich schienen, sind nicht mehr von Wichtigkeit. Und vieles, was ich erlebt und gesehen habe, ist heute in Vergessenheit geraten. Ich bin froh, dass ich meine Erinnerungen noch niederschreiben konnte. Mit diesem Buch möchte ich das Leben von früher schildern und das Wissen über Techniken und Traditionen von damals weitergeben. Außerdem will ich durch die Darstellung meines Lebens zeigen, wie rasant sich heute alles verändert hat, und auch davor warnen, was passieren könnte, wenn es so weitergeht.

Ich habe bewusst mein Augenmerk auf das Leben im Dorf meiner Kindheit, meine Erinnerungen an den Krieg, meine beruflichen Tätigkeiten und mein Verhältnis zu meinem Vater gelegt. Ich staune über die Veränderungen der Menschen und der Gesellschaft, die ich miterlebt habe. Und es ist nicht alles immer nur besser geworden. Details aus dem Dorfleben oder aus dem Leben meiner Familie habe ich absichtlich weggelassen, um die Privatsphäre von Bekannten und Verwandten zu wahren.

90 Jahre musste ich werden, um endlich meinen lang gehegten Traum verwirklichen zu können: ein Buch über Menschen und Ereignisse, die mein Leben geprägt haben, zu schreiben. Möge das Lesen allen so viel Freude bereiten wie mir das Schreiben!

Ich danke meiner Tochter und meinem Enkelsohn, dass sie mir beim Verfassen des Buches geholfen haben. Ich habe meine Erinnerungen und Gedanken in wenigen Wochen aufgeschrieben, meine Tochter hat sich um Rechtschreibung, Grammatik und Stil gekümmert und mein Enkel hat das Ganze in die richtige Form gegossen.

Frau Mag. Christine Bauer danke ich für das Erstlesen und Frau Erna Schneider, meiner Freundin seit Jugendtagen, für das Füllen einiger Erinnerungslücken und die vielen Gespräche, die mich schließlich zum Schreiben ermuntert haben.

Vorwort meiner Tochter

Alle Ereignisse, Namen und Beschreibungen müssen nicht hundertprozentig stimmen. Es ist alles aus der Erinnerung heraus geschrieben, ohne genaue Recherche, und erhebt nicht Anspruch auf Vollständigkeit und historische Genauigkeit. Ebenso muss man bedenken, dass manche Ausdrücke dem Gebrauch der erlebten Zeit entsprechen und nicht den Anforderungen der political correctness der heutigen Zeit. Auch auf das Gendern wurde fast durchgehend verzichtet, weil es nicht zum Stil der Erinnerungen passt und die Lesbarkeit und den Fluss des Textes beeinträchtigt hätte.

Es war für mich sehr anstrengend, die Aufzeichnungen meiner Mutter zu bearbeiten und mit ihr alles noch einmal durchzugehen, aber es war auch interessant und eine schöne Zeit, die wir gemeinsam verbracht haben und in der ich noch viel mehr erfahren habe, als hier niedergeschrieben wurde.

Ich bin dankbar für diese Zeit, in der ich etwas für meine Mutter Wichtiges tun konnte, das mir selbst auch ein Anliegen war.

Frühe Lebenswelt

Meine Familie

Ich wurde 1932 geboren, und diese Zeit war hart für alle Menschen. Ich war das Kind vierzigjähriger Eltern, mein Bruder war zehn Jahre älter. Meine Mutter starb drei Monate nach meiner Geburt an einem schweren Herzleiden. Nach ihrem Tod wollte mich eine Bauernfamilie aufnehmen, und wohlhabende Menschen mit einem schönen Haus, aber kinderlos, hätten mich gerne adoptiert. Bis heute bin ich meinem Vater dankbar, dass er mich nicht weggegeben hat, dass ich zuhause aufwachsen durfte und nicht bei einer anderen Familie groß werden musste. Denn es war eine schwere Zeit, in der sehr viele Leute arbeitslos oder ausgesteuert¹ waren.

In der ersten Zeit nach dem Tod meiner Mutter half ihre Schwester meinem Vater aus der größten Not. Ich erinnere mich noch, wie sie mit mir spazieren ging, mir Wurstsemmeln kaufte und alles Mögliche erzählte. Eines Tages verabschiedete sie sich mit Tränen in den Augen von mir. Ich wusste damals nicht, warum, nur, dass ich auch sehr traurig war.²

Als ich zweieinhalb Jahre alt war, heiratete mein Vater eine neue Frau, und ich wuchs in der Überzeugung heran, dass sie meine Mutter war. Mit etwa vier Jahren holte ich für meine Visavis-Nachbarin, die zu dieser Zeit schon sehr alt war und nicht mehr gut gehen konnte, des Öfteren die Milch vom Milchhaus. Das war zirka einen halben Kilometer von uns entfernt und ich bekam von ihr immer die Groschen, die übrigblieben, als Belohnung. Die sparte ich, um der Mutter zum Muttertag eine Kleinigkeit schenken zu können. Für mich kaufte ich nichts, und wenn ich Geburtstag hatte, fragte man mich, was ich wollte, entweder 5 dkg Zuckerl, 5 dkg Wurst oder eine Eierspeise. Ich entschied mich immer für die Wurst, denn die war bei uns sehr selten. Nur für Vater gab es hin und wieder eine Knackwurst. Einmal gab mir die Nachbarin wieder einige Groschen und fragte mich: „Was kaufst du dir um dieses Geld?“ Ich sagte: „Da kaufe ich meiner Mutter etwas.“ Sie antwortete darauf: „Aber Tonerl“ – das war mein Vorname – „du weißt schon, dass das nicht

¹ D.h. sie waren arbeitslos und bekamen keinerlei staatliche Unterstützung mehr.

² Meiner Stiefmutter war dieses Naheverhältnis nicht recht. In späteren Jahren sah ich sie öfter und kümmerte mich auch in ihrem Alter um sie.

deine richtige Mutter ist, deine Mutter ist verstorben, als du auf die Welt gekommen bist.“ Ich wollte das nicht glauben und rannte nach Hause, um Vater zu fragen, aber es war niemand da. Jetzt lief ich ganz verstört auf den Friedhof, um das Grab meiner Mutter zu suchen. Eine Frau zeigte es mir, ich setzte mich auf die Einfassung des



Toni als Kleinkind (links). Bruder Rudi, Stiefmutter Leni, Toni auf dem Schoß von Vater Rudolf (rechts).

Grabes und weinte bitterlich.³ Dann lief ich nach Hause - meine Eltern waren mittlerweile heim gekommen - und schrie meine Stiefmutter an: „Warum hast du mir nicht gesagt, dass du nicht meine Mutter bist?“ Die Eltern waren am Boden zerstört, Vater nahm mich bei der Hand, führte mich in den Garten und sagte mir die Wahrheit. Ich war sehr traurig und es dauerte lang, bis mein Verstand das verkraftet hatte, dem Herzen gelang es nie. Vater sagte auch, ich soll nicht böse sein zu der neuen Mutter, denn sie sorgt für uns, wäscht unsere Wäsche und kocht das Essen.

³ Das Grab wurde später der Verbreiterung eines Weges auf dem Friedhof geopfert und der Leichnam meiner Mutter nicht exhumiert. Heute erinnert nur eine kleine Gedenktafel auf dem Familiengrab an sie.

Aber für mich war sie nicht mehr meine Mutter, sondern eine fremde Frau, das behielt ich aber für mich. Als ich erwachsen war, tat sie mir oft bis ins Herz hinein leid, denn sie hatte schweres Asthma und litt sehr darunter.

Arbeit im Wald

Im Dezember und im Jänner war nicht so viel zu tun, aber wenn das Wetter es zuließ, stand die Waldarbeit an. Vater hatte einen Luß⁴ gepachtet, das war ein Waldstück mit mehreren größeren Bäumen, die vom Förster, der beim Fürsten Batthyany angestellt war, für die Schlägerung angezeichnet wurden. Jede Region hatte einen Fürsten oder Grafen⁵, dem viele Wälder und Felder gehörten. Zum Holzmachen ging ich mit Vater in den Wald, denn der Bruder, Rudi, lernte in einer Ortschaft, die weiter weg lag, Schmied, und dort übernachtete er auch. Mutter besorgte den Haushalt, denn damals wurde noch jeden Tag frisch gekocht, und am Abend gab es das, was zu Mittag übriggeblieben war, oder Erdäpfel mit Margarine.

Ich ging gern mit Vater in den Wald, vielleicht kam ich mir schon wichtig vor, weil ich mit ihm arbeiten durfte. Meistens fällte er die Bäume allein, aber manchmal zog auch ich an der großen Zugsäge. Sie war lang und breit, hatte links und rechts einen Hakengriff und ein langes Blatt aus Stahl oder Blech und viele scharfe Zähne. Für mich war sie schwer zu ziehen, und Vater sagte: „Du musst gerade ziehen und darfst nicht wackeln“. Ich bemühte mich, bis er mir erklärte: „Ich mach das alleine, du musst noch mehr Knödel essen, du bist noch zu schwach, ich zeige dir eine Arbeit, die kannst du sicher“. Er schlug zwei Holzpflocke mit einem Abstand von ungefähr 70 cm zueinander ein, nahm einen langen Draht von einer Rolle, machte auf einer Seite eine Schlaufe und legte ihn vor die Pflöcke. Dann hackte er vom Astwerk einen Stock von einem Meter Länge ab, das war mein Maßstab, in dieser Länge hackte ich auch das restliche Gestrüpp ab und legte es zwischen die Pflöcke, bis eine gewisse

⁴ *Luß oder Lüsse: ein Anteil an einem Stück Acker, Wald, Obst- oder Weingarten, den man zur Nutzung mieten konnte.*

⁵ *Nach dem I. Weltkrieg wurden die Adelstitel in Österreich abgeschafft, blieben aber im Sprachgebrauch der Leute erhalten.*

Höhe erreicht war. Der Vater nahm den Bund von den Pflöcken heraus, zog den Draht durch die Schlaufe und um die aufgetürmten Äste herum. Er stieg mit einem Stiefel darauf und drehte das Bündel von Ästen auf einen schönen festen Bund, man sagt im Volksmund Birl. Mit zwanzig oder dreißig solcher Bündel wurde zuhause eine „Birltriste“ gemacht, das heißt, sie wurden schön aufgestapelt, sodass sie gut zusammenhielten. Dieses Holz verwendete man zum Unterzünden für den Ofen. Das dickere Holz wurde auf Meter geschnitten und auf einen Meter Höhe aufgeschichtet, sehr genau ohne viel Hohlraum, denn die Stapel wurden vom Förster nochmals gemessen und nach Kubikmeter von uns bezahlt. Dann musste der Vater schauen, dass er einen Bauern aus dem Dorf erreichte, der das Holz nach Hause brachte. Es wurde wieder abgeladen und zuhause schön geschlichtet. Das musste jedes Jahr gemacht werden, denn man brauchte es zum Kochen und im Winter für ein warmes Zimmer.

Getreideernte

Am Feld arbeiteten immer die Schnitter, das waren arme Männer und Frauen aus den Dörfern, bei den Bauern. Die Männer mähten mit der Sense das reife Getreide ab und die Frauen hoben es mit der Sichel auf und bündelten es zu Garben, die dann drei und drei aufgestellt wurden. Man nannte das Manderln. Bei Schönwetter kamen die Bauern mit Leiterwagen und Pferdegespannen und brachten die Garben auf große Wiesen. Wenn ein Gewitter kam, musste man die Garben wieder auseinanderlegen und nach dem Trocknen wieder aufstellen.

Wenn die Ernte auf den Feldern zu Ende war, kamen die Dreschmaschinen zum Einsatz. Bei uns im Dorf gab es zwei davon, den Dampfer, der mit Kohle geheizt wurde und deshalb ein langes Rohr als Rauchfang hatte, und einen anderen, der mit Diesel oder Benzin betrieben wurde. Meine Kindheits- und Langzeitfreundin Erna arbeitete zwei Saisonen auf dem Drescher. Oben stand der Schopper, der die Garben mit den Ähren voran in das Loch steckte. Zwei Frauen reichten ihm die Garben, eine stand links und eine rechts von ihm. Am Ende der Maschine kam das Stroh in Ballen heraus und die Ballen wurden schließlich zu hohen Strohtristen gestapelt. Jeder

Bauer hatte seine eigene Triste für Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, letzteren brauchte man als Futter für die Pferde.

Die Spreu wurde wieder zurück in die Maschine geschmissen, damit sie zwischen die Strohballen hineingepresst wurde. Die Körner flossen gleich in einen Sack, der zugebunden und auf den Leiterwagen des Bauern gelegt wurde, dem die Ernte gehörte. Die großen Bauerhöfe hatten auf der Hinterseite, als Abschluss des Hofes, einen Stadel, dort wurde das Getreide mit den Dreschmaschinen gedroschen, denn dort war die Ernte vor Gewittern geschützt. Die Helfer verdienten nicht viel bei dieser sehr schmutzigen Arbeit, in der Woche ca. 5kg Frucht und jeden Tag das Frühstück von dem Bauern, der gerade an der Reihe war. Man bekam auch noch etwas Geld, von dem ein Beitrag für die Krankenkasse abgezogen wurde; Pensionsversicherung gab es damals dafür noch keine. Die Menschen machten das aber gerne, denn sie waren meistens Arbeiter mit einem kleinen Haus und ein paar Tieren und für diese konnten sie das Futter gut gebrauchen. Als Kind hütete ich in der Nähe meine Ziegen, und wenn der Dampfer wegfuhr zu einer anderen Triste, nahm ich einen Sack, kratzte die letzten Körner aus dem Gras und brachte sie unseren Hühnern.

Unser Dorf

Unsere Dorfstraße war unbefestigt, sodass jeder Feldweg heute besser ist, aber einen Vorteil hatte das: Für die Fronleichnamsprozession wurden links und rechts am Straßenrand Stauden eingesteckt und auf der Straße wurde Gras gestreut, vermischt mit schönen Blumen, die man heute auf den Wiesen gar nicht mehr findet, und bald wird man auch keine Wiesen mehr finden, denn dann ist alles Bauland geworden.

Unser Dorf war ein Straßendorf⁶ mit links und rechts größeren Bauernhäusern und mit zwei kleineren Gassen - die Bach- und die Goldgasse - mit Keuschler-⁷ und Arbeiterhäusern. Auf der Hauptstraße gab es auch zwei Häuser, die von einem

⁶ *Dorf, das im Wesentlichen aus einer Hauptstraße besteht*

⁷ *Kleinbauern, mit ganz geringem, landwirtschaftlich genutztem Besitz, meist im Nebenerwerb*

Mühlenbesitzer für seine Arbeiter gebaut worden waren, darin waren mehrere Wohnungen, die aber nur Zimmer und Küche hatten. Die Plumpsklos draußen waren meistens aus Holz. Eine Waschküche und ein Wäscheplatz zum Aufhängen und Trocknen der Wäsche standen für alle zur Verfügung.

Eine Gasse lag etwa 1,5 km vom Ort entfernt, sie gehörte zur Gemeinde Enzersdorf und hatte den Namen Karlsdorf, dort standen nur auf der rechten Seite Häuser. Hier hatten sich die Arbeiter des Gutshofes angesiedelt, der noch einige Kilometer weiter weg mitten in den Feldern lag. Am Beginn der Straße stand das Försterhaus, das viel größer und schöner als alle anderen Häuser war. Viel später wurde dort noch eine kleine Kapelle errichtet.

Im Ort gab es auch die Ruine des Schlosses, in der noch einige Familien wohnten. Das Schloss war einmal sehr groß gewesen, das wusste ich, weil in der Schule ein Bild hing, das das Schloss zeigte, das einmal dem Grafen Enzos gehört hatte, daher der Name Enzersdorf. Nach dem Krieg wurden auch die Ruinen beseitigt. Im Dorf gab es eine Kirche und ein Pfarrhaus, und früher soll es auch ein kleines Kloster gegeben haben, in dem Kranke versorgt wurden. In den Gemäuern soll man beim Abriss Geld und eine Statue gefunden haben. Zwischen Kirche, Kloster und Herrschaftskeller, der am Anfang von Karlsdorf liegt, soll es unterirdische Gänge gegeben haben. Ich kann mich erinnern, dass es in meiner Jugend noch einige Luftschächte auf den Feldern gab, die mit der Zeit verschwanden. Am Herrschaftskeller gibt es sie heute noch bis in den Neuberg hinein. Der Keller ist riesengroß, dort fanden während der Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg viele Menschen Schutz.

Es gab, als ich jung war, in unserem Ort vier Wirte, die im Sommer auch Kellerschenken in den Kellergassen außerhalb des Dorfes offenhielten, vier Kaufhäuser und eine Trafik, einen Frisör, einen Hufschmied für die Pferde und einen Wagner für das Gespann und die Räder, einen Schuster und eine Volksschule, deren Schüler, nach Alter getrennt, in zwei verschiedenen Gebäuden untergebracht waren. In dem größeren der beiden Häuser wohnten auch der Schuldirektor und ein Lehrer. Und natürlich war da auch das Gemeindeamt, das heute noch als solches genutzt wird; ein schon sehr altes Gebäude, das unter Denkmalschutz steht. So wie damals gibt es auch heute die Dreifaltigkeits- oder Pestsäule, das Kriegerdenkmal, das

Weißes Kreuz am Feld und „mein“ Marterl bei unserem Haus, wo schon das Haus meiner Eltern und Vorfahren stand, und wo ich jetzt noch wohne.

Ich liebe dieses Marterl, seit ich mich erinnern kann. Meine ganze Kindheit und große Teile meines Lebens spielten sich in seiner Umgebung ab. In der Nische des Bildstocks befindet sich eine Statue der Muttergottes mit dem toten Jesus auf dem Schoß. Ich mache seit meiner Kindheit bis heute ein Kreuzzeichen davor, wie mein Vater es machte und einige andere Familienmitglieder.⁸

Prägung durch meinen Vater

Vater hat mich am meisten geprägt. Er war ein sehr gläubiger Mensch, wie ich auch, und er ging jeden Sonntag in die Kirche. Als ich ein Kleinkind war, hing am Fuße meines Bettes ein kleines Bild mit einem Schutzengel, der ein Kind über die Brücke eines Flusses führte. Ich konnte noch nicht selbst beten und wurde ins Bett gelegt, dort faltete ich die Hände und mein Vater oder die Stiefmutter gaben mir ein Kreuzzeichen auf die Stirn. Mit der Zeit lernte ich selbst beten, mit kleinen Gebeten angefangen, die mit den Jahren immer länger wurden, denn heute gilt es, für viele und vieles auf dieser Welt zu beten. Für diesen Glauben bin ich dankbar, er hat mir in meinem Leben sehr geholfen, genauso wie die Erziehung und die politische Gesinnung, die mir mein Vater vermittelt hat: Er war durch und durch Sozialdemokrat. Einen wesentlichen Einfluss auf mein Leben hatten die politische Einstellung und der tiefe Glaube, die mir durch mein Elternhaus vermittelt wurden. Auch wenn viele Menschen das als widersprüchlich empfinden, für mich passen Sozialdemokratie und Christentum, wenn sie richtig gelebt werden, sehr gut zusammen.

⁸ 2019 ließ die Gemeinde Enzersdorf den Bildstock restaurieren.

Die Familie meines Vaters

Als ich als Kind meinen Vater fragte: „Wo hat dich der Storch hingebacht?“, erzählte er mir folgende Geschichte: „Weißt du, meine Mutter war bei der Donau, da hat sie mit einem langen Rechen Heu für die Tiere gemacht.“ Er erzählte mir, wie der Rechen ausschaute, länger und größer als unserer im Garten. „Da blickte meine Mutter bei der Arbeit in den Himmel, ob nicht vielleicht ein Gewitter kommt, weil sie mit dem Heu fertig werden musste, bis der Bauer, bei dem sie im Dienst war, mit dem Pferdewagen zum Aufladen kam. Als sie hinaufblickte, sah sie einen Storch, der ein kleines Binkerl⁹ zwischen den Klauen hatte, das er in die Donau fallen ließ. Da lief meine Mutter zum Ufer und fischte es mit dem langen Rechen heraus.“ Er fuhr fort: „Und was glaubst du, was drinnen war? Ich, klein und hilflos. Dann trug sie mich nach Hause und legte mich in Windeln auf Stroh.“

Als ich größer war, erzählte mir mein Vater die Wahrheit: Seine Mutter war die Älteste von 14 Geschwistern, die Eltern wohnten in einem Meierhof des Grafen Montenuovo in Margarethen am Moos. Sie war bei einem Bauern im Dienst, und von dessen Sohn bekam sie das Kind. Auch als sie hochschwanger war, musste sie noch auf der Wiese Heu machen. Da bekam sie die Wehen und mein Vater kam auf einer Wiese an der Donau zur Welt. Deshalb war auch sein offizieller Geburtsort nicht Margarethen, sondern Fischamend. Bei der Geburt war sie nicht allein, eine Magd und ein Knecht halfen ihr. Natürlich wurde sie sofort entlassen und erhielt von dem Bauern nie auch nur einen Groschen für das Kind. So bekam die Familie zu vierzehn Kindern noch eines dazu, das war sehr hart und traurig, da für ihn sonst kein Platz war als unter dem Tisch auf einem Bündel Stroh.

Mein Vater wuchs wie das 15. Kind seiner Großeltern auf und einige von den Kindern nahmen ihn auch oft mit in die Ställe zu den Eltern, die schon zeitig in der Früh das Vieh der Herrschaft füttern und melken mussten. Dort krochen sie unter die Tiere und tranken vor lauter Hunger die Milch direkt von den Eutern. Das war ein großes Risiko, denn wenn der Verwalter das gemerkt hätte, wären Wohnung und Arbeitsplatz verloren gewesen und die ganze Familie wäre auf der Straße gestanden.

⁹ *Kleines Bündel; Behälter, meist ein Stofftuch, dessen Ecken zusammengebunden werden*

Es gab Milch und Mehl und etwas Geld für die Arbeit, aber viel zu wenig. Die Kinder der ganz Armen, die bei der Herrschaft arbeiteten, bekamen zu Weihnachten in einem Jahr Schuhe und im anderen Jahr eine Hose und eine Jacke, damit sie in die Schule gehen konnten. Damals wuchsen die Kinder vieler Familien zerstreut bei verschiedenen Bauern und Verwandten auf, denen es etwas besser ging. Dort wurden sie oft schon sehr früh zu schweren Arbeiten herangezogen. Vater verlor schon mit 6 Jahren einen Finger, als er bei einem Verwandten half und dabei in eine Maschine kam, die Burgunder, das sind Futterrüben, zerkleinerte. Wenn die Herrschaft und ihre Gäste da waren und Spiele zu Fuß oder zu Pferde spielten, suchten und holten die Kinder die Bälle, und dafür gab es am Ende auch immer ein paar Groschen.

Mit der Familie meines Vaters, obwohl sie sehr groß war, hatten wir kaum Kontakt. Ich weiß so gut wie nichts über sie. Nur einmal, ich erinnere mich nicht, warum, war eine Stiefschwester meines Vaters bei uns, die ich auch später noch ab und zu sah. Und nur sehr selten habe ich meine Großmutter gesehen. Ein Besuch ist mir besonders gut in Erinnerung geblieben: Mein Vater besuchte sie mit mir knapp vor ihrem Tod. Sie lag im Bett und war schon sehr krank. Sie bot mir etwas zu trinken und zu essen an, was ich zu ihrer großen Enttäuschung ablehnte. Als mich Vater auf dem Nachhauseweg fragte, warum ich das getan habe, antwortete ich: „Aber ihr sagt doch immer, man darf von anderen Leuten nichts nehmen, weil sie alle selbst nicht viel haben.“

Wie es weiterging

Mein Vater durfte Fleischhauer lernen und kam schon mit 17 Jahren nach Wien in die Lehre. Bereits 1910 trat er der Sozialdemokratischen Partei bei, weil er, wie er sagte, - als die Partei verboten war, auch im Untergrund - dafür kämpfen wollte, dass es allen Menschen besser geht.

1914 bis 1918 war der Erste Weltkrieg, da musste auch mein Vater zum Militär, und zwar zu den Gebirgsjägern. Vom Krieg erzählte er nie viel, ich wusste nur, dass er ihn hasste und dass er einen guten Kameraden hatte, der Ferdinand Trinkl hieß. Ich kann mich noch erinnern, dass er ein Foto hatte, auf dem beide in Uniform zu

sehen waren. Herr Trinkl war auch sein Trauzeuge, als er meine Mutter heiratete. Später einmal, als ich schon verheiratet war, machte ich mit meinem Mann und meiner Tochter Urlaub in Italien. Da sagte mein Vater: „Was, zu diesen Verrätern fahrt ihr!? Ich will von diesen Katzelmachern¹⁰ nie mehr wieder etwas hören.“ Er hatte im Krieg in Südtirol Splitter in die Wirbelsäule bekommen und konnte daher nicht mehr lange und schwer arbeiten, vor allem nicht als Fleischhauer. Er suchte eine andere Arbeit und fand sie in der Neusiedler Papier AG. Das war in der Zeit eine große Papierfabrik im Nachbarort Klein-Neusiedl, in der sehr viele Menschen arbeiteten, auch meine Mutter als Hilfsarbeiterin. Vater ging jeden Tag von Margarethen zu Fuß nach Klein-Neusiedl, das war ein Weg von ungefähr 6 oder 7 Kilometern. Dabei kam er auch immer am Haus meiner Großeltern vorbei, wo er meine Mutter traf, die er am Arbeitsplatz kennen und lieben gelernt hatte.

1921 wurde Hochzeit gefeiert und im November 1922 kam mein Bruder zur Welt. Vater hatte jetzt von Enzersdorf aus einen kürzeren Weg zur Arbeit und besaß auch schon ein Fahrrad, aber er hatte auch mehr Verantwortung als Familienvater. Ich glaube, finanziell ging es zu dieser Zeit allen etwas besser, wozu vor allem die Papierfabrik beitrug.

Die Familie meiner Mutter

Großvater war Zimmermann und Großmutter Weißnäherin.

Die Familie meiner Mutter war zur Zeit Maria Theresias aus Bayern nach Österreich geholt und hier angesiedelt worden. Meine Tanten und Cousinen erzählten mir, dass sie es in ihrer Kindheit und Jugend nicht leicht hatten, aber hungern mussten sie nicht. Meine Großeltern – sie hießen Hautzinger - hatten vier Kinder, 3 Töchter, eine davon war meine Mutter, und einen Sohn. Dieser, Alois mit Namen, starb bald nach dem 1. Weltkrieg an der Ruhr. Er war verheiratet gewesen und seine Witwe stand nun mit vier Kindern - hier waren es drei Söhne und eine Tochter - alleine da. Sie kamen, wie manche Leute in dieser schweren Zeit, bei

¹⁰ *Herabwürdigende Bezeichnung für Italiener; ursprünglich Kesselflicker, meist aus Südtirol, die von Haus zu Haus zogen und ihre Dienste anboten*

Bauern unter, in ihrem Fall zuerst bei der Familie Fent in Enzersdorf und dann bei der Familie Paikl in Klein-Neusiedl. Gegen Arbeitsleistung bekam meine Tante mit ihren Kindern einen kleinen Platz zum Wohnen zur Verfügung gestellt. Daneben arbeitete sie auch noch in der Mühle. Nach dem Tod ihres Bruders hatte meine Mutter einen Erbenspruch auf das Haus meiner Großeltern, weil sie als Einzige schon verheiratet war. Sie lebte dort mit meinen Großeltern und mit ihrer Familie, dadurch war in dem kleinen, alten Lehmhaus kein Platz mehr für die Familie ihres Bruders.

Der Großvater musste als Zimmermann auf die Walz gehen, d.h. mit einer schweren „Buckelkraxn“¹¹, in der sein gesamtes Werkzeug samt Sägen war, zu Fuß in weit entlegene Dörfer marschieren, um dort arbeiten zu können. Erst am Samstag kam er nach Hause und schlief dann auf dem Dachboden, am Montag zeitig in der Früh ging es wieder los. Die Großmutter nähte für reichere Leute die Bettwäsche. Für die Mühlenbesitzer musste sie die Bettwäsche so oft ausbessern, das heißt einen neuen Stofflecken neben den anderen setzen, bis vom ursprünglichen Stoff fast nichts mehr zu sehen war. Dabei verwendete man hauptsächlich die Reste von einem anderen alten Bettgewand. Im Winter, wenn die Bälle waren, kamen die reicheren Bauertöchter zu ihr, um Ballkleider nähen, ausbessern oder ändern zu lassen, und sie erhielt dafür Schmalz und Futter für die Tiere. So brauchten sie nicht zu hungern, denn mit einem Stück Land und ein paar Tieren hatte man es immer leichter. Doch Leute, die nur eine Wohnung hatten und ein geringes Einkommen, besonders die in der Stadt, mussten oft auch noch Bettgeher aufnehmen, die in der Küche in einer sogenannten „Bettlade“ unter dem Tisch schliefen oder sich mit jemand anderem ein Bett teilten und abwechselnd schliefen, weil sie in Schichtarbeit zur Arbeit gingen.

Unser Haus

Unser Wohnbereich bestand aus drei Räumen. Im Winter schlief und wohnte man im Schlafzimmer, wo dann der Herd stand, im Sommer zog man mitsamt dem Herd wieder in die Küche und schlief weiterhin im Zimmer, weil es jetzt dort zum Schlafen

¹¹ *Tragegestell aus Holz, das man auf dem Rücken trug*

warm genug war. Der Herd stand auf einer Seite des Raumes, das Rohr war mehrere Meter lang und ging erst dann in den Kamin, um die Hitze auch entlang des Rohres noch für die Heizung des Raumes zu nutzen. Wie bei den meisten Häusern war das ein Schlupfkamin, denn wenn der Rauchfangkehrer kam, musste er in den Kamin schlüpfen und ihn vom Ruß reinigen. Im Winter war es sehr gemütlich, aber sicher nicht gesund: ein kleiner Raum, vier Leute und ein am Abend noch geheizter Ofen. Unser Haus war ein sehr altes Haus, bestand aus zwei Zimmern und einer Küche, wie die meisten Häuser zu dieser Zeit. Das zweite Zimmer war für den Besuch gedacht, aber ohne Heizung, dort drinnen standen die guten Möbel. Das Geld dafür hatte sich meine Stiefmutter beim Schnitt verdient, so nannte man die Ernte des Getreides im Sommer. In den meisten Jahren arbeitete sie dabei bei verschiedenen Bauern in Rauchenwarth.

Das Dach des Hauses musste von Vater neu eingedeckt werden, denn es war noch mit Holzschindeln gedeckt, die mein Großvater als Zimmermann selbst gemacht hatte. Eigentlich war das ganze Haus schon in meiner Kindheit sehr alt.

Der Wohnbereich und die Nebengebäude

Wie ich schon erwähnt habe, hatten wir nur drei Räume, zwei Zimmer und eine Küche. Die Zimmer hatten Holzböden, die Küche war schon mit Steinfliesen gepflastert, was damals in einem Keuschler-Haus selten war. Als Beleuchtung gab es nur Petroleumlampen, und da hieß es schlafen gehen, wenn es dunkel wurde, und am Morgen, wenn es hell wurde, wieder aufstehen. In dem Zimmer, in dem wir schliefen, waren nur drei Betten, Mutter und Vater schliefen in einem Bett und mein Bruder und ich hatten jeder ein eigenes. Wir hatten statt Matratzen Strohsäcke im Bett, die immer wieder neu gefüllt wurden. Außerdem befanden sich in dem Raum noch eine Nähmaschine, ein Kasten, ein Tisch mit vier Sesseln und im Winter der Ofen, der dann im Sommer wieder in der Küche stand. Unten befand sich darin eine Lade, und es war meine Aufgabe als Kind, diese immer mit Holz zu füllen und die Späne zum Unterzünden zu hacken.